

## Vögel als Wächter.

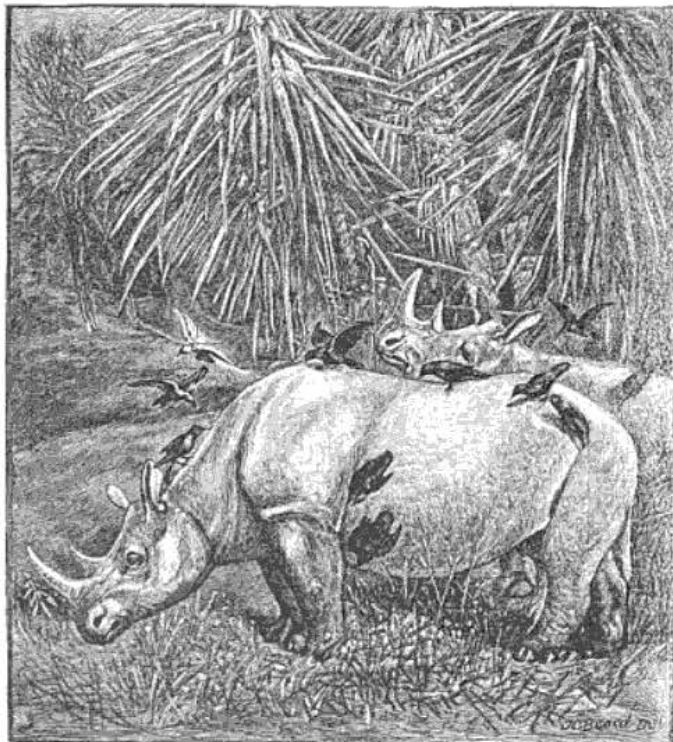
Von Max Stein.

Nachdruck verboten.



Wenn man von der Fähigkeit der Vögel, irgendwelchen Wächterberuf zu erfüllen, reden will, so muß man dabei wohl voraussetzen, daß der betreffende Wächtervogel entweder vorher daraufhin dressiert wurde oder daß er Vorteile in der Ausübung dieses Berufes für sich erblickt. Denn aus purer Gefälligkeit oder gar um dem Menschen einen bewußten Dienst zu leisten, übernimmt der Vogel wie auch jedes andere Tier keinerlei Verpflichtungen. Sogar nach vorausgegangener Dressur tritt bei derartigen Diensten eines Vogels immer wieder das eigene Interesse in den Vordergrund, weil er von der Erfüllung seiner Aufgabe eine Belohnung erhofft. Im übrigen spielt auch die Gewohnheit eine bedeutende Rolle, ein Nachgehen derselben befriedigt, ist also wiederum ein gewisser Vorteil. Man muß sich dieser Thatsachen stets bewußt bleiben, um bei den nachstehenden Schilderungen keiner der nüchternen Wirklichkeit widersprechenden Phantasie zu verfallen.

Wir wenden unsere Schritte hinüber nach dem schwarzen Erdteil. An der ganzen Ostküste von Afrika, von den Wäldern der Nuteniken an bis zur Kafferei begegnen wir dem sog. Honigluckuck (Indicator), der in mehreren Arten vorkommt. Begiebt man sich mit einem der Eingeborenen auf die Nashorn- oder Elefantenjagd, so kann es leicht geschehen, daß man sich von seinem schwarzen Begleiter plötzlich verlassen sieht: ein Vogel hat ihn angerufen, im Nu waren beide einig und fort ging's.



Das afrikanische Nashorn.

Aber wohin? Gehen wir nach! „Scherr! Scherr!“ ruft der kleine Vogel, der von der Größe eines Neuntöters ist. Der schlaue Buschmann folgt ihm und antwortet dann und wann mit einem leisen Pfeifen. Nach einem längeren Fluge macht der Vogel Halt, um den nachfolgenden Jäger zu erwarten. Jetzt geht es weiter und in immer kürzeren Zwischenräumen macht der besiederte Begleiter Halt und sein Geschrei wird dabei stets häufiger. Aus den Mienen des nachfolgenden Buschmanns können wir lesen, daß er sich bald am Ziele glaubt. Endlich gelangen wir an einen hohen Baum, der Vogel umfliegt ihn mehrmals und setzt sich dann ganz still auf einen benachbarten Baum, um zu sehen, was sich ereignet. Der Buschmann kommt näher und leicht hat er entdeckt, wozu der Vogel ihn führte, ein Bienennest nämlich. Er plündert dasselbe aus und überläßt dem Vogel einen ansehnlichen Teil der Beute, nämlich die schlechteren Honigscheiben, worin die junge Brut sitzt. Das mundet aber dem Honigluckuck vortrefflich, denn außer Honig gehören die Bienenlarven zu seinem liebsten Fraß. Die Eingeborenen sind der Meinung, daß bei absichtlich auf diese Weise betriebenen Bienenfang man das erstemal dem dienstfertigen Vogel keine allzu große Portion Honig, sondern nur soviel abgeben soll, um seinen Appetit zu reizen. In diesem Falle würde er dem Jäger dann noch ein zweites Nest zeigen, wenn es in der Nähe ein solches gebe.

Bedenkt man, daß dieser Vogel den Menschen quasi erwartet, dessen Aufmerksamkeit erregt und ihn dann mit nicht falsch zu verstehenden Zeichen zu dem Bienenneste führt, so hat man hier auf den ersten Anblick eine Summe von Intelligenz und von scheinbarem Interesse für den Menschen zu konstatieren, die entschieden zu bewundern ist. Näher betrachtet ist es aber nichts als purer Eigennutz, um dessentwillen der Vogel dem Menschen die Bienennester entdeckt. Er selbst wird nicht wohl Meister über die ihr Haus verteidigenden Bienen. Zugleich aber weiß er, daß beim Plündern der Bienennester durch den Menschen stets etwas verloren geht, was auf seinen Anteil fällt oder daß man mit Fleiß etwas übrig läßt zur Belohnung seiner Dienstleistung. Ganz natürlich sieht der Vogel bei den Eingeborenen, den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern, in hohem Ansehen, und als der Afrikareisende Sparrmann eines Tages mehrere Exemplare schoß, nahmen es ihm die Buschmänner sehr übel.

Gegen die Glaubwürdigkeit dieser Schilderung hat man angeführt, es müsse ja der Honigluckuck verhungern, wenn er warten wolle, bis ein Mensch des Weges daher käme, ihn folge und das Bienennest aufwühle. Tausende müßten wohl ohne diese Hilfe ihre Nahrung finden. Das mag ja recht wohl sein, da der Honigluckuck auch andere Nahrung nicht verschmäht, wenn er keinen Honig haben kann.

Ueberdies aber verrät er dem Rattel oder Honigdachs eben so gut als den Hottentotten und Kaffern die ihm bekannt gewordenen Bienennester. Er mag es auch hin und wieder versuchen, auf eigene Faust einen solchen Plünderzug zu unternehmen. Wenigstens hat ihn die Natur mit einer sehr dicken und festen Haut überkleidet, in die man kaum eine Nadel stechen kann; ein derber Panzer also gegen den Stachel der Bienen. Diese scheinen davon auch Kenntnis zu haben und richten deshalb ihre Stiche vorzugsweise gegen die Augen des Vogels, der so seine Verwegenheit oft teuer bezahlen muß.

Ein weiteres Beispiel von einem Wächtervogel führt uns die hier beigegebene Abbildung des schwarzen oder afrikanischen Nashorns (*Rhinoceros africanus*) vor. Doch bevor wir uns mit den befiederten Wächtern befassen, wollen wir uns das von ihnen bewachte Ungeheuer selbst etwas näher ansehen. Es hat auf der die Nasenknochen bedeckenden Haut zwei etwa 18 Zoll lange Hörner. Dieselben können schon mit einem Messer abgelöst werden und liefern ein treffliches Material zu Trinkgefäßen, Büchsenhämmern u. s. w. Dieses Doppelnashorn ist das wütendste aller afrikanischen Tiere. Außerst grimmig und gefährlich stürzt es sich wütend auf jeden Gegenstand, der es ärgert. Der erste beste Busch genügt dem zornigen Dichthäuter, um in toller Bosheit stundenlang dagegen zu toben. Seine Wut kennt thatsächlich keine Grenzen. Die Araber des Sudan halten deshalb das Nashorn und seinen dichthäutigen Better, das Nilpferd, für Zauberbestien. Zum persönlichen Schutz und zur Abwehr dieser Unholde von den Feldern läßt sich denn auch der Araber von seinem Priester Amulette schreiben, welche aber das Nashorn in keiner Weise respektiert. Hierdurch beweist es, sagt der Muselman weiter, daß ihm das Wort des Wahrheitsprechenden und Allmächtigen völlig gleichgültig ist. Nicht der Herr, der Allerschaffende, sondern der Teufel, der Allverderbende, habe diese Ungeheuer erschaffen, die von Anfang an verbannt und verworfen seien. Deshalb wird' es den gläubigen Moslemin wider-raten, sich mit derartigen Wesen einzulassen, wie das nur die Heiden und die christlichen Ungläubigen zu thun pflegten. Der Muselman soll ihnen vielmehr ruhig und still aus dem Wege gehen, damit er seine Seele nicht beschmutze oder Schaden an ihr nehme und verworfen werde am Tage des Herrn.

Daraus ist mindestens ersichtlich, in welch schlechtem Ruf das Nashorn bezüglich seines Betragens gegen den Menschen steht und wie nötig ihm also ein getreuer Wächter dem verfolgenden Menschen gegenüber ist.

Man begegnet dem Nashorn in ganz Mittel- und Südafrika, vom Strande des Meeres an bis hinan zu einer Höhe von 3000 Metern. Den Tag über liegt es im Schläfe oder steht träg im Schatten. Nachts besucht es die Quellen und wandert umher. Kein Dickicht vermag seinen Lauf zu hemmen und kein Dorn es zu stechen. Seine bedeutende von vier säulenförmigen Beinen getragene Körpermasse bricht sich überall Bahn und die 1½ Zoll dicke Haut macht das Tier beinahe stich- und kugelfest. Es grasht nach Art der Rinder; die sehr bewegliche Oberlippe wird dabei bedeutend verlängert und dient zum Fassen der Nahrung. Was diese selbst betrifft, so steht das Nashorn zu dem Elefanten etwa in dem Verhältnis des Esels zum Pferde: es ist weniger wählerisch und begnügt sich mit den dornigen Mimosen. In der trockenen Jahreszeit hält es sich vorzugsweise in den



Der Maden-  
hader.

Wäldern auf und man erkennt leicht den von ihm benutzten Weg an den Bäumen, die links und rechts niedergebrosen sind. Denn es benimmt sich nicht, wie wir Menschenkinder, die einem im Wege stehenden Baume mit Rücksicht auf den Nasenzipfel ausweichen: nein, ein solches Hindernis erregt schon den Zorn des Dichthäuters und wird beseitigt; nur größere Stämme werden umgangen. Seine Gangstrassen hält das Nashorn genau ein wie das Wild seinen Wechsel, und es ist gefährlich für den Reisenden, ihm hier unbewaffnet zu begegnen. Sein Weg, und mag er über Berg und Thal, durch Wald und Dickicht sich ziehen, immer führt er zu einer Quelle. Reichlicher Wassergenuss ist ihm wie überhaupt allen Dichthäutern unerlässlich.

Mit dem Eintreten der jährlich wiederkehrenden Regenzeit verläßt das Nashorn die Wälder und kommt in die Nähe der menschlichen Kultur. Unglaubliche Verwüstungen richtet es dann in den angebauten Feldern an, ganze Ernten werden von ihm vernichtet. Denn wenn nur ein kleiner Trupp dieser Ungeheuer mit ihren überaus plumpen Beinen und breiten Füßen ein Ackerfeld überläuft, so bedarf es kaum mehr des großen Appetites dieser Tiere, um dem armen Landmann nichts mehr von der Frucht seiner Arbeit übrig zu lassen. Das Nashorn kennt in der That nur zwei Beschäftigungsarten: Schlafen und Fressen. So lange es die Augen offen hat, frisst es, und unterbrochen wird diese seine Lieblingsbeschäftigung nur durch den Schlaf. Sein Magen vermag eine ganz enorme Futtermenge zu fassen, denn er hat bei einer Länge von anderthalb Metern einen Durchmesser von dreiviertel Metern!

Da ist nun gewiß nicht zu verwundern, wenn sich der arme Araber durch Amulette und sonstige Schutzbriefe gegen den wilden Einbrecher zu wehren sucht oder nach der Schutz-waffe greift, um Jagd auf diesen Feind seiner Fluren zu machen. Und in diesen Gefahren kommen dem Nashorn die Wächtervögel zu statten, die aber aus ganz anderer Ursache zu dem Bündnis mit dem Dichthäuter gekommen sind.

Wie alle größeren Säugetiere wird auch das Nashorn in Afrika von Fliegen, Bremsen und Mücken grausam geplagt. Es nimmt deshalb, wo die Gelegenheit sich bietet,

ein Schlammbad, was ihm derart wohl bekommt, daß es während des Wälzens vor sichtlichem Behagen grunzt und knurrt. Die nach dem Bade den Körper überziehende Schlammkruste schützt das geplagte Tier eine Zeit lang gegen seine stechenden Feinde. Aber bald bekommt die Schlammkruste Sprünge und löst sich in Stücken los. Besonders geschieht dies zuerst an den Gelenken und namentlich auf den stets bewegten Schultern. Die entblößten Hautstellen werden nun sofort von zahlreichen Bremsen und Mücken befallen. Um den Schmerz der vielen Stiche zu mildern und das stechende Gesindel womöglich zu erdrücken, rennt das geplagte Nashorn an den ersten besten Baum, um sich kräftig daran zu reiben. Dadurch wird aber nur das Schlammkleid beiseitegerückt, die ganze Körperoberfläche ist jetzt wieder den Insektenflücheln ausgekehrt und das Tier wimmelt förmlich von Ungeziefer.

Zwei afrikanische Vögel, Madenhacker oder Ohjensbeißer genannt (*Buphaga africana* oder *Buphaga erythrochyncha*), sind hier die Retter in der Not. Gerade das dem Nashorn so lästige Ungeziefer bildet die Lieblingsnahrung des Madenhackers und dieser ist deshalb ein steter Begleiter des geplagten Dickhäuters. Unsere Abbildung zeigt uns diese Vögel damit beschäftigt, das Ungeziefer von dem Körper des Nashorns abzulesen. Um die zahlreichen Destruktionsarbeiten aus dem Inneren der dicken Haut hervorzuziehen zu können, spaltet der Vogel dieselbe vorher an der betreffenden Stelle mit seinem Schnabel, daher der Name Madenhacker.

Diese Vögel sind aber zugleich auch die dankbaren Schutzgeister ihres plumpen Wirtes, da sie äußerst aufmerksam sind und bei jeder nahenden Gefahr schreien und aufsteigen.



Der mit den dortigen Verhältnissen aus eigener Erfahrung wohlbekannte Schotte Gordon Cumming schreibt hierüber: „Oft haben diese stets wachsamem Vögel mich bei meiner vorsichtigen Annäherung in meinen Erwartungen getäuscht und meine Mühe vereitelt.“<sup>1)</sup> Sie sind die besten Freunde, welche

das Nashorn hat und verfehlen selten, es aus seinem tiefsten Schlafe aufzuwecken. Der alte Dickbauch versteht auch ihre Warnung vollkommen, springt auf seine Füße, sieht sich nach allen Richtungen um und ergreift dann die Flucht. Ich habe oft zu Pferde ein Nashorn gejagt, welches mich viele Meilen weit lockte und viele Kugeln empfing, ehe es stürzte. Auch während solcher Hege blieben diese Vögel fortwährend bei ihrem Brotherrn. Sie saßen ihm auf dem Rücken und an den Seiten, und als eine Kugel in die Schulter des Nashorns einschlug, flatterten sie ungefähr zwei Meter in die Höhe, einen gellenden Schrei ausstoßend, und nahmen dann wieder ihren früheren Platz ein. Zuweilen traf es sich, daß die unteren Zweige der Bäume, unter welchen das Nashorn dahirrannte, die Vögel wegsetzten, aber sie fanden allemal ihren Platz wieder. Ich habe Nashörner geschossen, wenn sie um Mitternacht an den Quellen tranken; die Vögel aber, welche glauben mochten, daß das erlegte Nashorn schlief, blieben bis zum Morgen bei ihm, und wenn ich mich näherte, bemerkte ich, daß sie, ehe sie fortflohen, alles Mögliche anboten, um das vermeintlich schlafende Nährtier zu wecken.“

Was uns hier Cumming über das Verhalten der Madenhacker gegenüber dem getöteten Nashorn erzählt, ist sehr einleuchtend, wenn man weiß, daß dieser Dickhäuter einen äußerst gesunden und festen Schlaf hat. Ein lautes Schnarchen verrät, daß ihm nach reichlichem Fraße die Ruhe köstlich schmeckt und die bei ihm gastierenden Vögel haben bei drohender Gefahr große Mühe, durch Schreien und Schlagen mit den Flügeln den wilden Löpel aus seiner Sicherheit aufzurütteln.

Wie wir schon erwähnten, besuchen die Madenhacker nicht nur das Nashorn, sondern auch seinen dickhäutigen Kollegen, das Nil- oder Flußpferd, wie überhaupt alle größeren Säugetiere Afrikas. Auf Pferden und Kindern findet man sie, und damit sind wir bei unserer zweiten Abbildung angekommen, die nicht weniger naturgetreu und interessant ist, als die soeben besprochene. Sie zeigt uns den Kopf eines Wiederkäuers, welcher in seiner ganzen Erscheinung an unser gezähmtes Rind erinnert. Auch die Angehörigen dieser Tierfamilie haben wie bei uns zu Lande, so auch in Afrika viel von Insekten und anderen Schmarohtieren zu leiden. Daß nun den also geplagten Tieren die Thätigkeit des Madenhackers, wie wir sie oben bei dem Nashorn bereits kennen lernten, sehr erwünscht sein muß, ist leicht begreiflich und auch aus unserer Abbildung so-



Das Nilkrokodil.

fort ersichtlich. Denn die Sorglosigkeit, mit welcher die Vögelin auf dem Kopfe des Hornviehes sitzen und sich in den Haaren desselben zu schafen machen, läßt unbedingt auf ein freundschaftliches Verhältnis schließen. Auch die offensbare Behaglichkeit, mit welcher der gehörnte Wirt in die Welt schaut, läßt deutlich erkennen, daß er heute nicht zum erstenmal die gefiederten Gäste auf seinem Körper beherbergt. Die Madenhacker beschäftigen sich hier, wie auch oben bei dem Nashorn, mit dem Ableben des Ungeziefers. Des weiteren holen sie die schmarohtenden Destruktionsarbeiten und andere Maden unter der Haut hervor, welche zu diesem Zwecke vorher mit dem Schnabel gespalten werden muß. Allerdings ist diese

<sup>1)</sup> G. Cumming befand sich nämlich auf der Nashornjagd.

Operation für das geplagte Tier mit Schmerzen verbunden, aber die Erfahrung hat es gelehrt, daß dieser Schmerz der kleinere ist und so erträgt es ihn gerne.

Besonders die in Herden lebenden Säugetiere werden von den Madenhackern zahlreich besucht und das aus dem einfachen Grunde, weil hier die Insektenausbeute die größte ist. Soweit man bis jetzt beobachten konnte, wird das gleiche Tier stets auch von denselben Vögeln besucht. Diese kommen dann auf denselben Wirt gewöhnlich in einer Anzahl von 6—8 Stück. Sie klettern an dem Nährtiere auf- und abwärts wie der Specht an den Bäumen und sein Teil der Körperoberfläche bleibt von dem reinigenden Schnabel unbesucht. Natürlich ziehen wunde Körperstellen die größten Mengen von Fliegen an und so ist es begreiflich, daß auch hier wieder die meisten Madenhacker sich einfinden. Dadurch mögen sie allerdings manchen Tieren lästig fallen und Schmerzen verursachen. Deshalb jucken wundgedrückte Lasttiere, wie Pferde, Esel und Kamele, von den Vögeln sich zu befreien, sobald die Wunden zu heilen beginnen. Doch lassen sich die beschwingten Gäste nicht leicht irren machen. Denn mögen die geplagten Tiere auch schneller laufen, mit der Haut zucken, mit dem Schwanz um sich schlagen oder sich auf dem Boden wälzen, selten ist das für die geschäftigen Madenhacker Grund genug, um den ergiebigen Jagdbezirk zu verlassen. So freundlich ist die Ausnahme ist, welche die Madenhacker seitens derjenigen Säugetiere erfahren, welchen sie von Jugend auf bekannt sind, so närrisch und unbändig gebärden sich hinwiederum diejenigen, die zum erstenmale den Besuch dieser Vögel empfangen. Der Afrikareisende Anderson fuhr nach dortigem Brauche eines Morgens mit einem Ochsengepann aus. Als auf demselben sich plötzlich eine Gesellschaft von Madenhackern niederließ, stürzten die Ochsen in wilder Flucht rasend von dannen. Bei den Abessinern sind diese Vögel nicht gerne gesehen, weil man glaubt, daß sie durch ihr Bicken die aufgeriebenen Körperstellen der Zug- und Lasttiere reizen und dadurch die Heilung verhindern. Es ist das zwar in gewissem Sinne wahr. Aber ohne den Besuch der Vögel würden die betreffenden Wunden schwerlich oder doch viel langsamer heilen. Denn der gesiederte Arzt holt erst die Larven der Birzfliegen und die vollgelegenen Zellen hervor, welche sich unter die Haut der Tiere eingebohrt oder auf derselben festgeheftet hatten.

Es ist leicht begreiflich, daß die von den Madenhackern regelmäßig besuchten Säugetiere sich unschwer daran gewöhnen, in dem bei drohender Gefahr auffallenden Benehmen dieser Vögel zugleich ein Warnungssignal für sich zu erblicken. Wir bezeichnen sonach mit Recht jene befiederten Schmarotzer als Wächtervögel.

Die weitere Abbildung führt uns an die Ufer des Nils, der uns nicht nur an die alten Ägypter, sondern auch an die alten und jungen, großen und kleinen Krokodile erinnert, welche jene landbefruchtenden Gewässer bewohnen. Der Leser kennt diese riesigen Panzerrechen mit ihren unheimlichen und deshalb sprichwörtlich gewordenen Augen. Die Promenaden an den Gestaden des Nils sind durch diese Wasserungeheuer um einen großen Teil ihrer Annehmlichkeit gebracht. Denn es gehört durchaus nicht zu den großen Seltenheiten, daß der sorglose Wanderer von dem gefräßigen Ungeheuer ganz entsetzlich erschreckt oder auch, wenn halbwegs möglich, erfaßt und als pikantem Bissen verspeißt wird. Besonders sind die Badenden in großer Gefahr an Stellen, die von dem Krokodil be-

wohnt oder öfter besucht werden. Die alten Ägypter hatten denn auch gehörigen Respekt vor dem unheimlichen Tiere und erwiesen ihm göttliche Ehren, um das Ungeheim dadurch in möglichst guter Laune zu erhalten. Cicero sagt schon, „die Ägypter seien querköpfige Narren und ließen sich lieber das Fell über die Ohren ziehen, als daß sie es wagen sollten, ein Krokodil zu verletzen.“

Unsere Abbildung läßt uns die Kopfpartie zweier Krokodile erkennen, die eben im Begriff sind, sich auf eine Sandbank empor zu arbeiten und sich daselbst von den Sorgen des täglichen Lebens auszuruhen, sich zu sonnen und zu schlafen. Diese zahlreichen Sandbänke des Nils werden von einem unseren Regenpfeifern verwandten Vogel, dem Trochilus (*Hyas aegyptiacus*) bewohnt, den kein Nilreisender überieht. Er ist weder Zug- noch Strichvogel, sondern bleibt seiner heimatischen Sandbank getreu und verläßt sie erst, wenn ihn Hochwasser dazu nötigt. Nur besuchsweise fliegt er hinüber auf eine benachbarte Sandinsel und läßt dabei stets seine laute pfeifende Stimme hören. Ueberhaupt ist der schmucke Vogel ein lebhafter, gewandter und redeliger Geselle. Gleich als ob er noch eine ganze Menge von Geschäften zu besorgen hätte, rennt er stets eifertig dahin, sieht und hört alles. Kein Schiff kann vorüberfahren, kein Mensch am Ufer entlang gehen, ohne sein lebhaftes Interesse zu erregen; selbst jedes Säugetier und jeder größere Vogel schon fesselt seine Aufmerksamkeit, was er jeweils durch Geschrei kund giebt.

Die auf den Sandbänken sich sonnenden und schlafenden Krokodile vermochten den kleinen Federhelden nicht abzuschrecken oder gar zu vertreiben. Im Gegenteil hat ihm seine Schlantheit eingegeben, mit dem gepanzerten Ungeheuer einen gewissen *modus vivendi* zu vereinbaren, den unsere Abbildung so recht lebhaft erkennen läßt. Eines der beiden Krokodile sperrt nämlich den schauerlich bewaffneten Rachen weit auf, um dem Vöglein Gelegenheit zu geben, die Reptilzähne recht gründlich von den hängen gebliebenen Beutebrocken zu reinigen. Es mögen das dem geschäftigen Vogel recht willkommene Bissen sein, denn wir sehen noch andere seiner Kameraden im Begriffe stehen, in das ergiebige Jagdrevier des Krokodilrachsens zu kommen. Aber auch auf der Oberfläche der Panzerreife giebt es zu thun. Auf der Schnauze des anderen Krokodils sehen wir den gleichen Vogel thätig: er leckt die Insekten und Egel ab, welche das Reptil schröpfen wollen.

Zeigt sich ein fremdartiges oder ein ihm gefährlich dünkendes Wesen oder auch nur ein ungewohnter Gegenstand, so erhebt der schmarotzende Vogel seine laute Stimme und das Krokodil verschwindet alskald in den sicheren Fluten. Die Araber nennen deshalb den Vogel mit Recht „Krokodilwächter“. Der kede Geselle war übrigens schon den Alten bekannt. Denn bereits Herodot bespricht das merkwürdige Verhältnis, welches zwischen diesem schmutzen Vogel und dem unheimlichen Krokodil besteht. Wenn übrigens jener alte Herr und der seine Angaben benutzende Plinius der Ansicht waren, es sei das Krokodil so sehr von dankbarem Wohlwollen gegen seine befiederten Zahnwitzer erfüllt, daß es den Rachen nur langsam schließt oder ihn wieder öffnet, um den zurückgebliebenen Vogel schonend zu entlassen, so dürfte dieses Bild doch etwas übertrieben sein, so sehr wohlthuend es auch für sensible Naturen sich ausnehmen mag. Denn seine Sicherheit verdankt der Krokodilwächter gewißlich nicht dem Wohlwollen seines gefräßigen Wirtes, sondern der eigenen Klugheit und Gewandtheit, welche Fähigkeiten durch die Er-

fahrung trefflich gelehrmeister wurden. Der Trochilus (oder Krokodilwächter) ist von Jugend auf ein Bekannter des gepanzerten Ungeheuers und hat gelernt, wie man sich diesem gegenüber benehmen muß. Wenn er auch auf dem Rücken der Eide so sorglos dahinkläuft, wie auf einem grünen Rasen, so weiß er denn doch alle seine fünf Sinne zusammenzunehmen, wenn er sich zum Putzen der Zähne und der Kinnladen seines Gönners anschickt. Wenn jemals beobachtet wurde, daß der Vogel nur eben zwischen den Rändern des sich schließenden Rachens entwischte, so entran er damit nur noch mit knapper Not dem sicheren Untergang: an ein von Wohlwollen diktiertes Entlassen des Zahntechnikers kann dabei ernstlich nicht gedacht werden.

Wie sehr er es versteht, auch unter gefährlichen Umständen seine Lederbissen sich zu verschaffen, beweist folgende von einem unserer zuverlässigsten Naturforscher gemachte Beobachtung:

Ein Schreiadler verzehrte auf einer Sandbank des Nils einen großen Fisch.

Der Krokodilwächter ließ nicht lange auf sich warten, sondern stellte sich federweise bei dem räuberischen Adler ein, um die Mahlzeit mit ihm zu teilen. Aber bei jeder seiner Bewegungen war die berechnende Vorsicht zu erkennen: schnell wie der Blitz kam

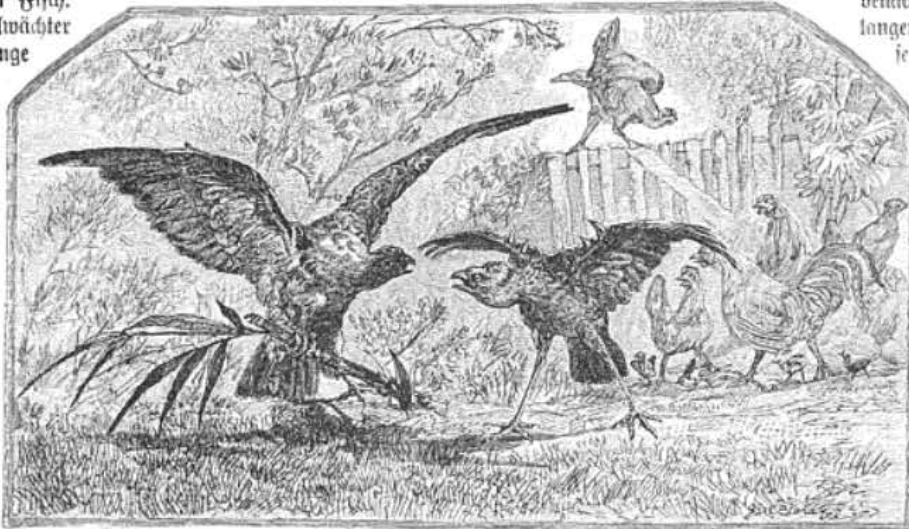
der kleine Schmaroher an die Tafel seines dormaligen Wirtes gelaufen, nahm sich ebenso rasch einige Brocken, verzehrte diese aber erst in einiger Entfernung. Diese Vorsicht schien zwar überflüssig. Denn der Adler drehte dann und wann mit einer gewissen Gutmütigkeit den Kopf nach dem kleinen Gaste, ohne aber im entferntesten Miene zu machen, als wolle er ihn angreifen. Aber der Trochilus ließ sich dadurch nicht in ein verhängnisvolles Sicherheitsgefühl einkuscheln, und jedenfalls hatte er es auch hier nur seiner Schnelligkeit und Gewandtheit zu danken, wenn er die verschmauste Table d'hôte nicht mit dem Leben bezahlen mußte. Sein Verkehr mit dem Krokodil mochte ihn wohl längst gelehrt haben, wie man sich an großer Herren Tafel zu benehmen hat.

Die List des kleinen Vogels zeigt sich so recht deutlich in der Art und Weise, wie er sein Brutgeschäft betreibt. Denn trotzdem er dies auf der von ihm bewohnten Sandbank bewerkstelligt, fehlt uns bis zur Stunde noch jede nähere Kunde darüber. Nur ein einziges Mal ist es dem bekannten Brehm gelungen, ein Nest des sonst so häufigen Vogels aufzufinden. Er hatte von weitem durch ein Fernrohr ein Pärchen beobachtet. Der eine Vogel sah längere Zeit auf dem Sande, während der andere in der ihm gewöhnlichen geschäftigen Art auf- und abließ. Brehm näherte sich, was den sitzenden Vogel veranlaßte, vorsichtig

aufzustehen und etwas in dem Sande zu scharren. Hierauf lief er zu seinem Gatten und beide gingen anscheinend mit der größten Gleichgültigkeit davon, als sei nichts vorgefallen. Mehr zufällig als absichtlich gewahrte Brehm eine kleine Unebenheit im Sande, grub nach und entdeckte zwei Eier. Nur die große Eile, mit welcher der Vogel sich davon machte, mochten Ursache gewesen sein, daß er die kleine Unebenheit im Sande nicht ausbunete und so sein Nest dem neugierigen Sucher verraten wurde.

Außer der Nahrung, welche das Krokodil ihm liefert, lebt der Trochilus von Kerbtieren aller Art, von Würmern, kleinen Muscheln und Fischen. Er ist von der Größe einer Bekassine, hat einen kurzen Schnabel, dreizehige Beine, ist oben blaugrau und unten lichtgelb. Scheitel, Nacken und Brustband sind glänzend schwarz, seine Schwingen schwarz und weiß gebändert. Es gewährt einen schönen Anblick, wenn er diese entfaltet und niedrig, fast den Wasserpiegel berührend, dahin fliegt, um von einer Sandbank zu der

benachbarten zu gelangen; größere Reisen unternimmt er, wie schon gesagt, niemals. Man findet diesen schmucken Vogel übrigens auch an den Strömen Westafrikas und es besieht die Ansicht, daß er sich mit einem Erbsenfutter zufrieden gebe und domestizieren lasse, wodurch



Die Tschaja als Wächter im Geflügelhof.

für Vogelliebhaber ein recht kurzweiliger Gesellschafter mehr gefunden wäre.

Einem sehr interessanten Wächtervogel begegnen wir in Südamerika, an den Ufern des la Plata-Stroms, in Paraguay und Brasilien. Wir kommen in einen Hühnerhof — unsere Abbildung zeigt ihn — und sehen, wie ein gefiederter Wächter die seinem Schutze anvertrauten Hühner gegen einen mächtigen Raubvogel verteidigt. Die so beschützte Hühnerschar scheint von der Kraft und Energie ihres Verteidigers schon überzeugende Proben erlebt zu haben, da sie nicht, wie das sonst gewöhnlich der Fall ist, das Hasenpanier eratreifen. Ja eines der Hühner scheint mit einem gewissen Gefühle der Sicherheit nach dem blutgierigen Räuber hinüber zu blicken, während ein Hahn nicht üble Lust zeigt, sich an dem Kampfe selbst zu beteiligen, was ihm aber doch immerhin recht schlecht bekommen könnte. Dieser kühne Wächter ist die Tschaja. Sie hat die Größe einer Gans, aber die langen Beine lassen den Vogel größer und besonders grazilöser erscheinen. Er bildet eine wahre Zierde des seiner Oberaufsicht anvertrauten Hühnerhofes und nimmt mit einem gewissen Selbstbewußtsein treuer Pflichterfüllung die Schneideleien entgegen, womit ihm bekannte Besucher des Hofes begegnen. In Kartagena benutzt man die Tschaja sogar als Hirt der Herden, nach-

dem man sich überzeugt hatte, daß sie ihre Schützlinge gegen eindringende Feinde aller Art auf das mutigste verteidigt. Ueberhaupt besitzt der Vogel viele intellektuelle Fähigkeiten und so lange er noch jung ist, läßt er sich leicht domestizieren und an die Hausgenossenschaft gewöhnen. Sein eigenes Familienleben könnte für manche leibhaftigen Menschenkinder ein nachahmungswürdiges Vorbild sein. Denn Männchen und Weibchen leben äußerst zärtlich beisammen, und wenn der Tod eines von ihnen hinwegrafft, so trauert das andere lange Zeit. Der Kopf der Tschaja, der Zoologe nennt sie *Chauna chavaria*, ist hinten mit einem Büschel langer zerschliffener Federn geziert, welche eine spitze unbewegliche Haube bilden. Die großen Flügel haben je zwei

starke Sporen, die als kräftige Verteidigungswaffen dienen. Die Haut sitzt sehr locker am Körper und die Lungen sollen angeblich mit den Hautstellen in Verbindung stehen, so daß sich der Vogel leicht ausblasen, sein spezifisches Gewicht vermindern und dadurch das Fliegen fördern kann. Wild kommt er stets fern von menschlichen Wohnungen, am liebsten in offenen, sumpfigen Gegenden vor. Er ist ein guter Flieger, kreist gerne hoch in den Lüften und läßt sich vorzugsweise nur auf den höchsten Baumspitzen nieder. Sein häufiges Schreien hat ihm den Namen Schreier eingetragen. Scharf und hell ruft er mit sehr lauter Stimme: „Chaja“, das Weibchen: „Chajali“. Die Indianer züchten diesen Vogel förmlich als Hirten für ihre Hühner- und Gänseherden.

## Die ole Döpe.<sup>1)</sup> (Die alte Taufe.)

Von Georg Evers.

Nachdruck verboten.

**S**cimus Christum surrexisse a mortuis vere, Tu nobis victor Rex miserere. Amen. Alleluja! (Wir wissen, daß Christus wahrhaftig auferstanden ist; Du Sieger König erbarme Dich unser.) Diese Schlussworte des Osterhymnus *Victimae Paschali* riefen in der jetzt wieder an uns vorübergegangenen Osteroftave alte Erinnerungen in mir wach, an die Wälder meiner Heimat und ihre hehre Einsamkeit, an ihre dunkeln Bergschluchten und wilden Felsgebilde, die ich so oft als Knabe, als Student, auch nachher als Mann durchstreift habe, insbesondere aber an die alten, jetzt fast verklungenen Geschichten, die dem lauschenden Knaben der Mund geschwärtzer Köhler und gebräunter Kuhhirten zuerst erzählt hat. Den Sieg des Todesüberwinders stellen sie uns vor Augen in ergreifenden Zügen, den Sieg über den Tod und seine blutigen Schreden, den der Siegerkönig Christus in jenen Wäldern errungen hat durch zarte und schwache Werkzeuge, den Sieg zugleich über den höllischen Fürsten, der des Todes Gewalt hatte, dessen Herrschaft in jenen Gauen durch Marterblut und edler Frauen edle Rache zerbrochen worden ist.

Der geneigte Leser besteige mit mir einen Bahnzug, der von der schön an der Weser gelegenen und durch die Sage vom Rattensänger bekannten Stadt Hameln das Flußthal hinunter dämpfen soll gegen Kinteln zu. Wir fahren am alten Kloster Fischbeck vorbei, rechts schauen die dunkeln Höhen des Süntels ins Thal herab, links die Bergzüge des lippeischen Ländchens. In Hesse-Oldendorf steigen wir aus, umgehen das Städtchen mit seinem alten Schloß und wenden uns nordwärts, durch fruchtbares Hügelland dem Gebirge entgegen, das in mannigfachen Kluppen malerisch sich erhebt. Unser Ziel ist schon sichtbar: es sind die grauen Felsgebilde des Hagensteins oder Hohesteins, die mitten aus grünem Laubwalde senkrecht aufsteigen. Der Pfad windet sich zuletzt

zwischen schon ganz ansehnlichen Vorbergen hin, die dem Hauptzuge vorlagern, und zwischen denen hindurch der greise Hohestein ernst zur lachenden Weserau hinabschaut. Jetzt stehen wir am Fuße des Berges, der die Zinnen auf seinem Scheitel trägt. Ein ziemlich steiler, steiniger Steig führt hinauf. Für den Freund der lieblichen Botanik ist diese Kalkfelsengruppe eine hochinteressante Partie: In den Wäldern findet er *Dentaria bulbifera*, das brombeerfarbige *Phyteuma nigrum*, an den Felswänden die brillenförmige schotentragende *Biscutella laevigata*, einzeln *Sisymbrium austriacum*, *Sedum dasyphyllum*, und vor allem den schönen *Dianthus caesus*, in dichten Polstern das Gerölle am Fuße der Felsen und diese selbst auf ihren unerreichbaren Abhängen und Zinnen zierend; zwischendurch in den Ritzen wurzelnd und oft zwischen Himmel und Erde schwebend die immer seltener werdende Eibe (*Taxus baccata*). Auch die Waldstelle (*Lappa mavrosperma* Wallr.) begegnet dir hier und da in mehr als mannshohen Stauden, deren lange rutenförmige Nester in weiten Bögen überhängend ihre sparsamen mächtigen Hakenköpfe zur Erde neigen, als trauerten sie noch über das viele hier vergossene Christenblut.

Von tiefen dunkeln Spalten durchlüftet zieht sich der Felskamm des Hohesteins etwa eine Viertelstunde lang auf dem Kamm des Süntels hin, unerklimmbar von der Weserseite, in unmerklichem Steigen von dem Rücken des Gebirgs zu erreichen. Das Gebirg ist hier wie in seiner ganzen Ausdehnung von tiefen sumpfigen Schluchten durchzogen; eine solche Schlucht trennt den Hohestein von seinem nördlichen Nachbar, dessen Plateau den ominösen Namen „Dachtelsfeld“ trägt, d. h. Schlachtfeld oder eigentlich Schlägefild (Dachtel = Ohrfeige). So heißt es von dem Blutbade, das hier vor tausend und mehr Jahren von den graufügen Heiden unter den Christen ist angerichtet worden. Oft sah ich als Knabe in der armenigen Sennhütte, die früher hier oben stand, und ließ mir von dem Hirten, der hier im Sommer Residenz hielt, erzählen von den „grausamen Dachteln“, die die „Latern“ (so nannte sein Mund die Heiden) hier ausgeleitet hätten; und von dem unheimlichen Blutthal, durch welches kein ehrlicher Christ gern bei Nacht gehe, wenn die hohen Bäume ächzten im Sturme. Denn man könne es übel treffen, wenn man zum Unglück grad die Nacht

<sup>1)</sup> Der geneigte Leser erlaube mir unter dieser Ueberschrift „Geschichten“ aus meiner Heimat, dem Gebirgslande des Deisers und Süntels, ihm vorzuführen. Den Grundstock der folgenden Erzählung entnehme ich den Erinnerungen meiner Knabenzeit, sofern derselbe mir von Köhlern und Sennern erzählt worden ist. Ohne Frage liegt den Sagen geschichtliche Thatfache zu Grunde. Eine hübsche Bearbeitung derselben, der ich in einzelnen Zügen mich angeschlossen habe, findet sich in dem „Altkannoverschen Volkskalender“ von 1879.

# Alte und Neue Welt.

---

Illustriertes  
Katholisches Familienblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Mit den Beilagen

„Rundschau in Wort und Bild“

und

„Für die Frauen und Kinder“.

---

29. Jahrgang.

---



Druck und Verlag von  
Benziger Brothers.  
New-York, Cincinnati und Chicago.

1894.